

Der Philosoph des Pessimismus : zum 50. Todestage Arthur Schopenhauers (21. September 1910)

Autor(en): **Ruest, Anselm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **14 (1910-1911)**

Heft 1

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663243>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wie es gute Hunde zu tun pflegen. Ich weiß nur, daß wir es teuer bezahlen müssen bei dem Tode eines solchen Tieres. Es fällt ein Stück von uns ab, das nicht das schlechteste war, und die brechenden Augen des treuen Hundes folgen uns noch weit in das Leben hinein, das für den verlorenen Schatz an Liebe vielleicht keinen Ersatz mehr bietet.

Noch kann ich ohne ein banges, wundes Gefühl nicht an die letzten Tage meines Hundes denken. Maeterlinck, der große Tierfreund, hat den Tod seines jungen Hundes mit rührenden Worten erzählt. Ich könnte es gewiß nicht besser. Das todfranke Tier suchte Hilfe bei seinem Herrn und fand sie nicht, nicht bei ihm und nicht bei den Ärzten. Es konnten ihm nur die Leiden abgekürzt werden durch eine Chloroformnarkose. Und da kam ich mir bei aller Barmherzigkeit doch vor wie ein Henker, der gewaltsam in ein fremdes Leben eingegriffen hat, in das Leben des ihm bis zum letzten Atemzuge so vergötternden, frommen, geduldigen Tieres.

Wir haben seinen Leichnam mit allen Ehren bestattet, die einem solchen innerhalb seiner Art vollkommenen Wesen gebühren. Er liegt, dank dem Bartsinn eines Freundes, fern von der Großstadt in einem Wäldchen, umrahmt von Tannen, und eine junge Eiche breitet ihre Äste über den kleinen Hügel. Die Stürme brausen darüber hin und mit ihnen fliegt wohl eine brave Hundeseele ruhelos umher, suchend den heißgeliebten, bekümmerten Herrn.

Der Philosoph des Pessimismus.

Zum 50. Todestage Arthur Schopenhauers (21. September 1910).

Von Dr. Anselm Ruest.

Philosoph sein — das heißt noch immer für die meisten: auf einem andern Stern leben, abstrakt und unpersönlich sein, für das wirkliche tüchtige, tätige Leben und die Dinge dieser Welt kein Auge, kein Interesse haben! Arthur Schopenhauer, zu Danzig im Jahre 1788 als Sohn des Großkaufmanns Heinrich Floris Schopenhauer und dessen Gattin Adele geb. Trostener, einer einst vielgelesenen Romanschriftstellerin, geboren, war der erste deutsche Philosoph, der gleichsam wieder die Brücke zum Leben, ja zu jedem einigermaßen nachdenklichen Menschen und seinen Erfahrungen gefunden hat. Da war keine noch so geringfügige, durch Gewohnheit abgenutzte und verblaßte Erscheinung, kein noch so alltäglicher Begriff, keine noch so alte und immer wieder ungeprüft übernommene Tradition, die sich vor seinem Richterstuhl nicht ausweisen, seinem unbefangenen fragenden Blick nicht offenbaren mußte, was etwa an ihr ewiger Kern, wieviel bloße Täuschung! über das, was das menschliche Herz zu

allen Zeiten und an allen Orten am tiefsten bewegt und beschäftigt hat, darüber stellten deutsche Philosophen bis auf Schopenhauer ungleich weniger Betrachtungen an, als etwa darüber, wie der Geist auf den Körper wirken oder Leib und Seele zusammen ein Wesen bilden könnten. Von ihm dagegen rühmte gleich die früheste französische Kritik, er sei kein Philosoph wie die anderen, er sei ein Philosoph, der die Welt gesehen und sie kenne.

So sehr aber war gerade dieser Typus des Weltweisen, den die Griechen z. B. in Sokrates besaßen, der auf den öffentlichen Markt sich begab, um Jünglinge zu Männern zu machen, der seine Fragen, Reden und Gleichnisse immer von den naheliegendsten Dingen ausgehen ließ, den Zeitgenossen eines Fichte, Schelling, Hegel ungewohnt und fremd geworden, daß Schopenhauer sechs Jahrzehnte seines Lebens in Dunkelheit und Unberühmtheit zubringen mußte, ehe die Klarheit seiner Gedanken überhaupt als das, was sie wirklich waren, nämlich als echte Tiefe anerkannt wurde; in solchem Maße war man eben schon verbildet und unnatürlich geworden, daß man irgendwelchen philosophischen Sinn nur noch in mystischen Orakelsprüchen und hinter weltfremden Abstraktionen aufzuspüren suchte. So ward allerdings gerade auch aus diesem Philosophen, man möchte sagen durch fremde, nicht durch eigene Schuld, die Figur des weltcheuen, menschenhasserischen Einsiedlers, des Stadtbekannten Frankfurter Sonderlings, der sich dreißig Jahre mit seinem Hündchen Atma (Weltseele) und seinen Büchern ins stille Studierzimmer vergrub, selten Besuche empfing, höchstens nachmittags allein auf einsamen Feldwegen und Spaziergängen um die Mainstadt zu treffen war. Hier vermutet denn gleich jeder den innersten Zusammenhang mit der später so berühmt und fast berüchtigt gewordenen Lehre des Philosophen vom Pessimismus, von der traurigen Einsicht in diese schlechteste und zufälligste aller Welten, in der die Summe des Ungemachs und Leides immer die des Glückes unendlich überwiege, sowie den arg gescholtenen und dann doch wieder interessant gefundenen Frauenfeind und Weibverächter, der gegen alle Schillerschen und Goetheschen Traditionen das schwächere Geschlecht zum erstenmal so unsanft angepackt habe. Und doch liegt gerade diese nur scheinbare und äußere Harmonie zwischen Leben und Lehre Schopenhauers zunächst im entferntesten nicht auf seinem Wege, ist es überhaupt nie ein bloß Subjektives, eine im abgegrenzteren Sinne bloß persönliche Erfahrung oder Stimmung gewesen, der er Ewigkeitswert beigemessen hätte! Der Knabe im reichsten und vornehmsten Hause aufgewachsen, der Jüngling nur in den glänzendsten und erlesensten Gesellschaftskreisen verkehrend — wahrlich, es hätte Phantasie dazu gehört, schon von dem in vollster Blüte Stehenden eine Weltanschauung zu erwarten, wie er sie tatsächlich

bereits 1818 in dem nicht wieder modifizierten, nur noch erweiterten und vervollständigten Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ niedergelegt hat.

Schon den Neunjährigen ließ der Vater glückliche Jahre in Frankreich bei einer befreundeten Familie erleben, den Vierzehnjährigen nimmt er auf eine weite Reise durch Europa mit, denn „sein Sohn soll im großen Buch der Welt lesen“, bevor er den Kopf mit leeren Bücherbegriffen sich füllt. Dann erwartet den Heimgekehrten freilich enge Komptoirhaft und der verhaßte kaufmännische Beruf, aber nun stirbt der, dessen Autorität er hierbei einzig gefolgt ist, und die indessen nach Weimar übergesiedelte Mutter ermöglicht ihm das heißersehnte Studium unter den günstigsten Bedingungen. Mit einem Strom von Freudentränen begrüßte er diese Nachricht, mit einem wahren Feuereifer begibt er sich ans Lernen, in echter Leidenschaft taucht er jahrelang in den Wissenschaften unter und erwirbt kein unbedeutendes Wissen auch in den meisten empirischen Fächern, in der Naturkunde z. B., um es bald zusammengekommen seiner Philosophie nutzbar zu machen. In Weimar, wo seine Mutter wöchentlich in ihrem Salon die edelsten Geister um sich versammelte, zieht der Sohn durch seine Erstlingschrift („Die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde“) die besondere Aufmerksamkeit Goethes auf sich, ja in der Folge, da dieser ihn für seine Farbenlehre zu gewinnen sucht, entwickelt sich zwischen beiden ein angeregter geistiger Verkehr, und noch im späten Alter rühmt Schopenhauer sich, von Goethe wie von seinem geistigen Vater zum zweiten Male erzogen worden zu sein.

Das Kriegselend, der Freiheitstrübel, die nachfolgende Zeit der Reaktion — all dies sicht ihn wenig an und tritt kaum an ihn heran, während er in vollkommener Geistesmuße die Stadt, die er auf seinen Reisen als schönste kennen gelernt hat, Dresden, zur ungestörten und selbstge-
nießerischen Ausarbeitung und Niederschrift des mittlerweile in ihm aufgegangenen Weltgedankens erwählt hat. Ja, und von diesem Werk selbst noch hören wir ihn sagen, es sei ihm aufgestiegen „wie aus dem Morgen-
nebel eine schöne Landschaft“; und er fand es wirklich, während er am herrlichen Elbufer spazieren ging, während er in den prächtigen Orangarien lustwandelnd sich in die Farben und Formen der Blumen vertiefte,
— wie, fragen wir, wird seine Wahrheit nichts von der Heiterkeit und Lieblichkeit der Kinder Floras an sich haben? „Doktor, Sie blühen!“ rief ihm seine Wirtin entgegen, als er einmal ganz berauscht von solchem Gange nach Hause stürzte und eine abgestreifte Blüte noch am Rock hatte. „Und wenn die Bäume nicht blühen, wie sollen sie dann Früchte tragen!“ war die unverzügliche Antwort des Schaffenden, der sich selbst damals wie ein sprießender Blumengarten vorkommen mochte — und dennoch in jener

selbigen so herangereiften Frucht dann nichts als Bitterkeit und Wermut, Mlage und Trauer, Resignation und Verdammungspruch über die Freuden und Güter dieser Welt?

Schon hier schwindet also im Grunde der Vorwurf, Schopenhauer habe in seine ganze Philosophie nur die eigene schwerblütige Natur, seine düstere, melancholische Gemütsart hineingelegt; wir sehen vielmehr ein von tausend Hoffnungen geschwelltes Jünglingsherz, das dennoch nicht umhin kann, mit der Kraft des Intellekts diese äußere Sinnenwelt für Schein zu erklären, während eine verborgenere, tieferreichende Wurzel alles Seins, sofern sie nur erforschbar wäre, zugleich einzig die Befreiung von allem Trug und aller Täuschung zu verheißen scheint. Eher also ist schon anzunehmen, daß ein so ungemessener, gewaltiger Drang, wie er aber in jedem echten Philosophen brennt, auf den letzten Urgrund der Welt und alles Geschehenes zu stoßen, je kühner und ausschweifender er eben ist, desto eher auf ewige Unbefriedigtheit und pessimistische Lebensbetrachtung geraten könnte; dies dürfte bei Schopenhauer der Fall gewesen sein, der von der menschlichen Seele als dem Naheliegendsten, Bekanntesten, ausgehend, so tief er auch in sie hineinblicken mochte, immer nur ein unendliches Streben, ein rastloses, nie gestilltes Sehnen und Wollen wahrnahm, insolgedessen hier bald Wurzel und Wesen der Welt und aller Dinge überhaupt vermutete. Hier ist denn auch der nur natürliche, innere Zusammenhang des Schopenhauerschen Grundgedankens mit seinem Pessimismus zu suchen: Ist die Welt wirklich „Wille“, erfüllt alles Lebende und Tote, sog. Organische und Anorganische letzten Endes blinder Drang und zielloses Streben, — spricht ja auch die Physik den Körpern „Kräfte“ zu, die, wiewohl unwahrnehmbar, doch als Schwerkraft, Anziehungskraft usw. unterschieden werden, — und ist das Resultat solchen Strebens immer nur Erscheinung in dieser irdischen, endlich-begrenzten Welt, wo Alter, Verfall und Tod auf jede und jegliche Existenz harren, so ist das Leben notwendig Täuschung, hält nicht, was es verspricht und lohnt den Einsatz nicht! Und hier haben wir auch die rein philosophische, nicht persönliche Wurzel seiner Polemik gegen das Weib, das nur als Prinzip der Fortpflanzung, des Fortbestandes des menschlichen Geschlechts, also gerade der N i c h t e r l ö s t h e i t d e s W i l l e n s konsequenterweise „verworfen“ wird.

Jedoch gibt es eine Stufenfolge des „Willens“, durchläuft derselbe — hier nimmt die Schopenhauersche Philosophie buddhistische Lehren von der Seelenwanderung und platonische Elemente in sich auf — alle Grade von der völligen Blindheit bis zum Intellekt im Menschen: hier im Menschen vermag er sein eigenes, „böses“ Wesen zu durchschauen, kann er als „Vorstellung“ zum Ausruhen, zur beschaulichen oder ästhetischen Betrach-

tung und selbst zur Erlösung in der Askese gelangen. So führt schließlich ein Weg von der Erkenntnis zur Schopenhauerischen Ethik; als grundmoralisches Prinzip sieht sie das Mitleid ein, dessen Unmittelbarkeit und Unwillkürlichkeit den Menschen immer vor Augen führe, daß sie im letzten Grunde alle eines Wesens und gemeinsamer Erlösung von Leiden und von der Sterblichkeit gar sehr bedürftig seien. —

Das höchste Verdienst des Schopenhauerischen Denkens liegt für die Heutigen nicht in diesem Zurückgehen auf äußerste metaphysische Prinzipien, sondern in dem tiefsittlichen Wesen seiner ganzen Betrachtungsweise, seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe, dem heiligen Durchdrungensein von einer Lebensaufgabe, die einzig erzieherisch wirkt. Auf ihn prägte Nietzsche das Wort, daß es eine Art zu verneinen gebe, die im tiefsten Sinne bejahend ausläuft, wo der größte Zerstörer zugleich der stärkste Aufbauer und Erneuerer ist. Zudem hat Schopenhauer bei allem näheren Eingehen auf die empirischen Fakta und die Einzeldinge nicht etwa lehrhaft nur immer neue und neue Anwendungen seines Grundprinzips versucht, sondern jedes Ding und jeden Begriff wie ursprünglich und vollkommen unbefangen einer Prüfung unterzogen und höchst interessante psychologische Aufschlüsse an die Stelle bloß historischer Untersuchungen gesetzt. Sein letztes Werk, die „Parerga und Paralipomena“ (1851), das besonders glänzend diese Kunst populärer und doch tiefdringender Beleuchtung aller Lebenswerte vor Augen bringt, verhalf denn endlich auch dem Autor zur verdienten Beachtung, ließ ihn im Greisenalter noch den heißerstrittenen Ruhm kosten, den er selbst fast erst von der Nachwelt erhoffte, und der denn wirklich seit damals noch immer und mit Recht im steten Steigen begriffen ist.

Nützliche Hauswissenschaft.

Gesichts- und Sandpflege im Herbst.

(Von Dr. Hans Fröhlich.)

Jedem Menschen, den wir kennen lernen, schauen wir naturgemäß zuerst ins Gesicht. Das Gesicht bildet die offene Visitenkarte der Persönlichkeit, nach deren Aussehen allein man schon die meisten Menschen zunächst beurteilt. Und zwar wird darin selten die tiefere Runenschrift des Charakters zu entziffern gesucht, sondern man sieht meist nur auf das oberflächliche, rein körperliche Gebilde. Daher ist eine sorgfältige Pflege des Gesichtes nicht etwa lächerliche Eitelkeit, sondern eine Forderung der Vernunft, und ist noch dazu ein wichtiger Teil der allgemeinen Körperhygiene.

Namentlich im Herbst leidet die Gesichtshaut leicht Schaden. Die raue Luft draußen und die durch Heizen trocken-warme Luft im Zimmer